



Das Rütli ist eigentlich auch nichts anderes als eine Wiese: Ein Holzstich von 1891 zeigt die Feier zum Nationalfeiertag.

Foto AGK



Geändert hat sich in 125 Jahren fast nichts: Nur ist dort, wo Tell angeblich den Schwur leistete, nicht immer so viel los.

Foto Travel Ink

Das Schiff heißt „Gotthard“, ein fünfzig Jahre alter Kasten aus Glas und Stahl, der beim Auslaufen leicht vibriert. Die Gäste an Bord blicken auf die Luzerner Uferpromenade, auf die hohen, verzierten Fassaden der teuren Hotels, die im Morgennebel verschwimmen. Die Stadt ist bald nur noch ein weißer Flecken am Rand des Vierwaldstättersees, Berge überragen das Boot. Die Kontur des Pilatus erinnere an den gezackten Buckelrücken eines Sauriers, hat der Schweizer Publizist Peter von Matt einmal geschrieben. Das Boot gleitet vorüber.

Gegenüber liegt die Rigi, ein Berg wie ein grünes Sofa auf knapp zweitausend Metern. 1878 stand Mark Twain am Fuße dieses Berges, mit Alpenstöcken, Taschen, Mänteln und Tabak. Die Zahnradbahn interessierte ihn nicht, er wollte den Berg auf eigenen Füßen besteigen. Als er an Höhe gewann, begegnete ihm ein jodelnder Sennenbub nach dem anderen, die er erst dafür bezahlte, dass sie weiterjodelten, und dann dafür, dass sie wieder aufhörten. Seine erlebten und erfundenen Abenteuer hat Twain im „Bummel durch Europa“ aufgeschrieben. Heute gibt es den Mark-Twain-Weg an der Rigi, um seinen Weg nachzuverfolgen. Die „Gotthard“ macht nur kurz Halt, dann rollt sie weiter.

Der Himmel ist inzwischen aufgeklart, nur in den Schluchten hängen noch Wolken, von der Sonne beschienen. Als der amerikanische Schriftsteller Henry James das sah, glaubte er sich in der gigantischen Maschinerie einer großen Opernaufführung: die Sonne als Bühnenbeleuchter, der Wind als Kulissenchieber.

Das Ausflugsboot ist nun seit fast zwei Stunden unterwegs. Dann, endlich: „Wir sind am Ziel, hier ist das Rütli.“ So sagt es Schillers Melchtal, und so haben es schon unzählige Reisende gesagt, die sich mit einem Boot über den Vierwaldstättersee zu der kleinen Lichtung haben übersetzen lassen. Sie alle wollten den Originalplatz des Schwurs sehen, wollten da sein, wo Weltliteratur spielt. Aber warum? Weshalb zieht der Vierwaldstättersee in der Zentralschweiz nicht nur die Dichter so sehr an, sondern auch so

viele Leser, die deren Geschichten hier noch einmal nachfühlen wollen – wo doch jeder weiß, dass das meist eine ziemliche Enttäuschung ist?

Um Antworten auf diese Fragen zu bekommen, muss man von der „Gotthard“ steigen und vom Steg aus mit Barbara Piatti zum Rütli und zur Tellsplatte schauen. „Literarische Schauplätze sind für die Lesenden ein Anknüpfungspunkt in der eigenen Lebenswirklichkeit“, sagt Bar-

bara Piatti. Figuren sind ausgedacht, die Zeit liegt oft in der Vergangenheit, aber der Ort ist in vielen Fällen konkret benannt und wiedererkennbar geschildert. Obwohl Schriftsteller auch hier alle Freiheit hätten, verorteten sie ihre Geschichte doch erstaunlich oft in bekannten Landschaften oder berühmten Städten wie Rom, Paris oder Berlin. Wenn man auf die topographischen Angaben in den Büchern achtet, kann man einen Atlas der Literatur erstellen. Genau das hat Barbara Piatti gemacht.

Schweizsucht

Wo spielt Literatur und warum? Diese vermeintlich simple Frage will die Literaturgeographie beantworten. Besonders aussichtsreich ist der Versuch auf dem Vierwaldstättersee. Von Mona Jaeger

Die Schweizerin ist Literaturgeographin, eine Disziplin, die ständig hin und her hüpfen zwischen Literaturwissenschaft, Geographie und Kartographie und es dementsprechend schwer hat, ihren Platz zu finden. Dabei gab es vor etwa hundert Jahren schon einmal großes Interesse an der Erforschung literarischer Orte, doch anders als in Frankreich und Großbritannien ist es in Deutschland der Literaturgeographie bis in die neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts nicht besonders gut ergangen.

phase. Die Leser wollten sich die Orte anschauen, an denen Literatur spielt. Das freute die wenigen Literaturgeographen und noch viel mehr die Orte, für die sich ihre manchmal nur zufällige Prominenz auszahlte. So ist es im „Brontré Country“ in Nordengland oder in Stratford-upon-Avon und selbst in Uwe Tellkamp Dresden. So etwas Profanes aber musste wiederum der Germanistik suspekt sein. Die Literaturgeographie stand deswegen weiterhin am Rand. Dabei stellt sie doch eine ebenso simple wie kluge Frage: Wo spielt Literatur und warum?

Barbara Piatti

Eine Antwort scheint einfach, wenn man mit dem Schiff mitten durch die Wetter-Oper des Vierwaldstättersees fährt. Jedes Mal aufs Neue wird Unsichtbares sichtbar. Das will die promovierte Literaturgeographin Barbara Piatti auch mit ihrer Arbeit leisten. Die Zentralschweiz drängt sich für dabei regelrecht auf, denn hier findet zahlreiche Literatur ihren Handlungsort. Barbara Piatti

nennt die Region in ihrem Buch „Es lächelt der See – Literarische Wanderungen in die Zentralschweiz“ den Knotenpunkt auf der europäischen Literaturlandkarte. Das liegt nicht nur an den spektakulären topographischen Gegebenheiten, sondern auch an der Lage der Schweiz mitten in Europa. Wer nach Italien wollte, kam hier vorbei. Wer ans Meer wollte, auch. Wer vor den Nationalsozialisten floh, strandete oft zunächst

wegte sich also gleichzeitig in zwei Welten: in der imaginierten des Textes und der realen. Da muss man aufpassen, dass man nicht stolpert.

Nehmen wir das Rütli, das an diesem Tag in der Sonne liegt und hell strahlt. Es ist der Ort, an dem der Gründungsmythos der Schweiz spielt, so auch bei Schiller. Ein zauberhafter Ort – bei Schiller. Bei Licht betrachtet ist das Rütli aber nicht viel mehr als eine kleine Wiese mit einer Holzhütte, umstanden von Wald. Ein schöner Platz, ohne Zweifel – aber einer von großer Bedeutung? Ja, sagt Mark Twain: „Ein abgelegener Flecken, eine kleine Wiese, aber ich wüsste kein anderes Stück Erde, das heiliger wäre und mehr wert, Ozeane und Kontinente zu durchqueren, um es zu sehen.“

Mark Twain fand nichts interessanter, als einen Ort anzuschauen, der in einem Buch geschildert wird. Das Rütli ist über Land nur schwer zu erreichen, er ließ sich also wie viele andere vor und nach ihm mit dem Boot übersetzen. 150 konkrete topographische Angaben gibt es im „Toll“, aber keine hat solche Anziehungskraft entfaltet wie das Rütli. Barbara Piatti hat eine Karte erstellt, auf denen die Wege der Figuren nachgezeichnet sind. Tell, Melchtal und all die anderen waren viel unterwegs. Im Drama konkretisieren sich diese Wege nicht, der Leser oder Zuschauer erfährt sie nur durch Erzählungen der Figuren. Der Literaturatlas aber macht sie sichtbar.

Direkt nach der Publikation von Schillers Drama reisten bereits erste Begeisterte in die Schweiz und folgten Tells Spuren. Dabei hat Schiller selbst die Region nie bereist. Stattdessen ließ er sich von seinem ortskundigen Freund Goethe vieles beschreiben, sammelte Karten und Schilderungen der Region, mit denen er sein Arbeitszimmer tapezierte. So entwickelte Schiller eine Art 3D-Modell der Zentralschweiz in seinem Kopf, das verblüffend mit der Wirklichkeit übereinstimmt.

Was nicht genau zu ihren Geschichten passt, wurde von den Schriftstellern seit je passend gemacht. In Walter Scotts Novelle „Anne of Geierstein“ taucht eine Burgruine auf, die es am Vierwaldstättersee nie gab. In Mary Shelleys „Frankenstein“ tauchen kleine Inseln im See auf, die nie jemand gesehen hat. Es sind er-

fundene Orte, die aber in der realen Landschaft verankert sind. Und selbst in einer so archaischen Landschaft wie der Innerschweiz ist Science-Fiction angesiedelt: Von der Mitte der achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts an, mit dem ersten Tunnelbau, wird das Innere des Gotthardmassivs mit Geschichten gefüllt – ein Beispiel für eine Landschaft, die literarisch seitdem immer wieder neu beschrieben wird. Es gibt aber auch Orte, mit denen das nicht mehr möglich scheint, und hierfür ist das Rütli ein Beispiel. Barbara Piatti nennt die Wiese eine „blockierte Zone“, weil es bisher kein Autor geschafft hat, diesen Ort komplett neu in Szene zu setzen. Figuren, die hier auftreten, zitieren immer Tell.

Für Orte, die aus derart vielen unsichtbaren Schichten bestehen, hat die Unesco den Begriff der „associative cultural landscape“ geschaffen. Barbara Piatti versteht nicht, dass der Zentralschweiz dieser Titel noch nicht verliehen wurde.

Natürlich gibt es auch Regionen, die ganz anders aufgebaut sind und in der Literatur verarbeitet wurden. Nordfriesland zum Beispiel, eine amphibische Landschaft zwischen Wasser und Land. Zwar ist sie im Vergleich zur Innerschweiz sehr gleichförmig, an „kulturellen Beschriftungen“ ist sie kaum weniger reich. Das verdankt sie vor allem Theodor Storm. Und diese Landschaft wird immer wieder aktualisiert, zum Beispiel von Nis-Momme Stockmann in seinem gerade erschienenen Roman „Der Fuchs“. Hanns-Josef Ortheil wiederum hat gemeinsam mit seinen Hildesheimer Studenten die kulturellen und literarischen Schichten dieser Stadt offengelegt.

Nach drei Stunden legt die „Gotthard“ in Flüelen an, wir sind am untersten Zipfel des Vierwaldstättersees. Viele Autoren sind diese Strecke schon gefahren, und noch mehr haben sie beschrieben und werden das wahrscheinlich in der Zukunft weiter tun. Warum sie sich an diesem Ort weiter abarbeiten? Diese Frage muss man mit einem Zitat beantworten, es stammt von Peter Handke: „Manchmal die Vorstellung, ein Schriftsteller hätte vor allem eine Pflicht: eine Landschaft zu verewigen. Aber wie? Mit den Geschichten von Menschen.“

Redaktion Hubert Spiegel

Frankfurter Anthologie

Heinrich Heine

Kluge Sterne

Die Blumen erreicht der Fuß so leicht,
Auch werden zertreten die meisten;
Man geht vorbei und tritt entzwei
Die blöden wie die dreisten.

Die Perlen ruhn in Meerestruhn,
Doch weiß man sie aufzuspüren;
Man bohrt ein Loch und spannt sie ins Joch,
Ins Joch von seidenen Schnüren.

Die Sterne sind klug, sie halten mit Fug
Von unserer Erde sich ferne;
Am Himmelszelt, als Lichter der Welt,
Stehn ewig sicher die Sterne.

Hans-Joachim Simm

Goldene Lügen im dunkelblauen Nichts

Als er Hegel „eines schönen, hellgestirnten Abends“ 1821 in Berlin traf, war Heine entsetzt darüber, dass der „Meister“ die Meinung vertrat, Sterne, das sei „nur ein leuchtender Aussatz des Himmels“ und der wohl kein Ort, an dem „die Tugend nach dem Tode“ belohnt werde. Der junge Dichter sah das – noch – anders. Das poetische Sternenmotiv der Weisheit, der Schönheit und der Liebe verwendete er häufig, und doch hat er es nur gelegentlich so schwärmerisch besungen wie seine romantischen Kollegen. „Es blinken die Sterne, gleichgültig und kalt, / Und ein Narr wartet auf Antwort“ ist bereits im „Buch der Lieder“ von 1827 zu lesen.

Das Gedicht „Kluge Sterne“, verfasst im Jahr 1844, findet sich in einem Kleinzyklus mit dem Titel „Zur Ollea“, womit Heine, selbstironisch gegenüber den hier versammelten Stücken, auf das spanische Eintopfgericht „Olla podrida“ anspielte, das er im „Atta Troll“ in schmutziger Schüssel dampfen lässt. Die Gedichte der kleinen Sammlung sind humorvoll und böse, ernsthaft und verspielt, manchmal in grotesker Manier, die auf Christian Morgenstern vorausweist. Die drei Strophen unseres Gedichts sind drei Motiven gewidmet, die bekanntlich zu den ältesten der Weltliteratur gehören und die Phan-

tasie immer wieder angeregt haben. Doch hier sind sie „verletzt“, ja sogar ins Gegenteil ihrer landläufigen Bedeutung verkehrt. Da gibt es keine Offenbarung mehr durch die Blaue Blume eines Novalis, da ist keine Sprache der Liebe mehr zu vernehmen; nicht einmal die verzweifelt religiöse Poetik eines Brentano („O Stern und Blume, Geist und Kleid, / Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit“) vermag den Verlust zu lindern: Indem die Blumen „leicht“ zertreten werden – die „blöden“, das sind die schwachen, und die „dreisten“, das sind die forschen –, zeigt sich die zerstörerische Macht einer wenig heilen Welt. „Ein Fluch dem falschen Vaterlande, / Wo nur gedeihen Schmach und Schande, / Wo jede Blume früh geknickt, / Wo Fäulnis und Moder den Wurm erquickt“, schrieb Heine im Gedicht über die schlesischen Weber.

Mit der zweiten Strophe spielt er auf die trivialromantische Abenteuerlust wie auf die entwickelte Technik an, die es ermöglicht, natürliche Schätze und Artefakte aus der Tiefe der Erde wie des Meeres zu heben. Aber um welchen Preis? Die Perle wird durchbohrt, tatsächlich verletzt, verwertet für die Wohlhabenden, ins „Joch“ gespannt. Einzig die Sterne bleiben „ewig“ unberührbar und „sicher“. Heines Verwendung des Motivs ist

der englischen Romantik näher als der deutschen Tradition, wenn es bei John Keats heißt: „Die Sterne stehen kalt am Himmel dort“, oder bei Shelley: „Und droben scharten sich die bleichen Sterne.“ Sternschnuppen sind keine Wunschträger, und die Sterne fallen nicht herab als Sterntaler. Bei Hans Christian Andersen geht das Mädchen, als alle Schwefelhölzer fast verbrannt sind, im Tod zu den Sternen ein.

„Wohl begriff ich jetzt“, lässt Heine den Herrn von Schnabelewopski sagen, „daß die Sterne keine liebende, mitfühlende Wesen sind, sondern nur glänzende Täuschungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts“. In einem späten Gedicht greift Heine das Motiv der dem Tod geweihten Blumen, der fernen Sterne und der irdischen Misere noch einmal und schärfer auf: „O wie klug sind doch die Sterne! / Halten sich in sicherer Ferne / Von dem bösen Erdenrund, / Das so tödlich ungesund.“ Das Schlechte triumphiert, das Große und Schöne muss vergehen. Die „Sternen-Moral“ ist eine ganz andere: „Was geht dich, Stern, das Dunkel an? . . . Mitleid soll Sünde für dich sein“, forderte Nietzsche. Heine war, wie er in den „Reisebildern“ notierte, überzeugt, „die Freiheitsonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämtlicher

Sterne“. Das paradox Tröstliche mag allenfalls sein, dass die Sterne in einer endzeitlichen Katastrophe auch nicht herabfallen werden.

Versteht man die Perle als das Ergebnis einer Erkrankung der Muschel und als Metapher für die Dichtung selbst, so sind Perle und Poesie „nicht mehr ein Geschenk aus der Verbindung des Himmels mit der Erde . . .“, sondern beide sind nur die Frucht eines vom Himmel unberührten Leidens“, so der Motivforscher Friedrich Ohly. Im Schlussgedicht der Sammlung „Zur Ollea“ bezweifelt der ungläubige Thomas nicht die „Existenz der Engel“, der „Lichtgeschöpfe sonder Mängel“, aber sie haben keine Flügel, „hier auf Erden wandeln sie“, beschützen und „trösten jeden, doch zumeist / Ihn, der doppelt qualbeladen, / Ihn, den man den Dichter heißt“.

Heinrich Heine: „Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge“. Hrsg. von Klaus Briegleb. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1997. 917 S., br., 12,- €.

Von Hans-Joachim Simm ist zuletzt erschienen: „Lob des Landlebens“. Hrsg. von Miriam Kronstädter und Hans-Joachim Simm. Philipp Reclam Verlag, Ditzingen 2014. 192 S., geb., 39,95 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber finden Sie unter www.faz.net/anthologie.